

Sie fügte bei jedem Almosen, deren sie in ihren bescheidenen Verhältnissen so reichlich gab, zu meiner Mutter gewandt hinzu, daß ja Tante Malchen nichts mehr brauche, und daß sie das in ihrem Geiste verwerthen müsse.

Ob Tante Hannchen zu den Menschen zählte, die von der Lebenssonne unberührt geblieben oder ob ein tiefer Kummer sie beschwerte, weiß ich nicht. Thatsache ist, daß sie sich mehr zu den Bedrückten hingezogen fühlte als zu den Glücklichen. Bei den Glücklichen fürchtete sie allezeit die Dinge, die noch kommen würden, und sie betrachtete jene mit viel mehr Mitleid als diejenigen, die in Kummer und Sorgen lebten. Es blieb eine stets in besorgtem Tone gesprochene Redensart von ihr: „Was wird wohl jetzt kommen?“

Mein älterer Bruder, damals Sekundaner, ließ dieselbe bei seinem improvisirten Theater, auf welchem er alle unsere Bekannten mit originellstem Impressionismus und in wohl gelungenen, von ihm selbst gemalten Figuren zur Aufführung brachte, stets erscheinen, um ein Unglück zu verkünden. Ihr großer Beutel, mit dem sie, die Hand am Schloß, dargestellt war, bewegte sich krampfhaft, und die Theilnahme, mit dem sie von dem Unglück sprach, das noch gar nicht da war, brachte mein Bruder so großartig zur Wirkung, daß ich heute noch darüber erstaune, wenn ich zurückdenke.

Mein Vater, den sie ganz besonders hoch verehrte, meinte gelegentlich, daß er diese unmotivirte Angst und Vorsorge nicht in Einklang bringen könne mit ihrem ergebenen, frommen Sinn und ihrem Gottvertrauen. Aber das änderte nichts — vor ihr wogte aus lauter Mitgefühl das menschliche Elend, wie ein brausendes Meer, das jeden Augenblick überzuschäumen drohte. Aber wenn sie einen wirklichen Kummer oder eine Sorge hatte, dann war sie in der That heiter und gottergeben, und der Pompadour war mit noch mehr Liebesgaben angefüllt wie gewöhnlich.

„Sehn Sie, liebes Kind,“ pflegte sie dann zu meiner Mutter zu sagen, „ich trage das, was mir Gott geschickt hat, heiter; ich weiß, er ist gerecht und ich darf nun auf eine bessere Zeit hoffen.“

Selbstlos wie sie war, sorgte sie nur für Andere, niemals für sich selbst. Ihr Lebensinhalt waren die Kinder ihres einzigen Bruders, der in einer kleinen Stadt eine Apotheke besaß. Dessen ältester Sohn Albert, mit dem sie alle Sorgen der Studentenzeit durchgemacht hatte und den sie pflegte und hegte wie die beste Mutter, war der Richtpunkt ihres Daseins. Ein braver, ordentlicher und tüchtiger Mensch wie er war, galt er ihr für das Urbild aller Vollkommenheit.

Sie sticte und arbeitete mehr als je, verkaufte ganz im Verborgenen ihre Arbeiten nach Frankfurt und war heiter und aufgeräumt.

Wenn mein Großvater bei uns zu Besuch war, der den Charakter seiner Cousine besonders schätzte, dann war sie viel in unserem Hause, und die beiden alten Leute behandelten sich mit einer altmodischen Courtoisie, die uns Kinder höchlichst ergöhte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Tante Hannchen einmal jung gewesen war, und stand wie ein Delgöke, als mein Großvater gelegentlich erzählte, daß er mit seiner Cousine auf einem Balle gewesen sei, wo sie Vergißmeinnicht im Haar getragen und hübsch ausgesehen habe.

Ich dachte darüber nach, und da ich nicht einig mit mir werden konnte, fragte ich meinen Bruder Ferdinand, der für mich der Inbegriff alles Wissens war, ob er glaube, daß Tante Hannchen jung und schön gewesen sei? Ja, er glaubte es, zu meinem Erstaunen, und ich fragte dann weiter, welche Mittel der Liebe Gott gebrauche, um junge Menschen alt zu machen.

„Die Zeit, kleiner Dummkopf,“ sagte er, „weiter nichts, nun frage nicht mehr und warte, bis Du selbst alt bist.“

Ich wollte aber nicht alt werden, um keinen Preis, und beruhigte mich erst, als meine Mutter versicherte, daß darüber noch viele, viele Jahre vergehen würden.

Das Staatsexamen ihres Neffen rückte immer näher, und da alles so glatt von staten gegangen war, so bildete sich die gute Tante steif und fest ein, daß im letzten Augenblick noch etwas Ungeheuerliches kommen und ihr Neffe durchfallen werde, ein Kummer, der ihren Bruder zu Boden drücken würde.

Sie war aufgereggt wie nie, machte alle möglichen Gelöbnisse an Arme und Unglückliche, wenn dieser schreckliche Druck von ihr genommen würde, und versprach sogar, mir einen Kragen zu sticken, à la Maria Stuart, den ich bei meiner Konfirmation tragen dürfe.

Es vergingen Wochen und Tante Hannchen ließ sich nicht bei uns sehen. Meine Mutter machte sich Sorgen ihretwegen, und als der verhängnißvolle Tag endlich kam, konnte sie es nicht unterlassen, sie aufzusuchen, um sie nöthigenfalls zu trösten. Ich durfte sie begleiten.

Als wir an ihrer Thüre klopfen, antwortete uns ein durch Thränen ersticktes „Herein!“

„O Gott, also doch!“ ging es lautlos über die Lippen meiner Mutter, und mir selbst wurde es bang, als stände ich vor einem Verhängniß.

Allein als ich die Thüre öffnete, war es zuerst der schlanke Neffe, der uns lächelnd entgegentrat,